

politikforschung um eine wichtige Dimension weiterentwickelt hat. Und für diejenigen, die sich dem Buch aus regionalpolitischer Perspektive nähern, wird es interessant sein, zu erkennen, wie wenig die spezifischen Dynamiken in der Region Deutschlands Mittelmeerpolitik prägen, die auch nach dem Arabischen Frühling noch immer vorwiegend Europapolitik zu sein scheint.

*Annette Jünemann*

Alexander Emmerich, Philipp Gassert: *Amerikas Kriege*. Darmstadt. Konrad Theiss Verlag (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2014. 263 S. 24,95 €.

Nach einer geläufigen Meinung tun sich Demokratien mit der Entscheidung über Krieg oder Frieden schwerer als autokratische Regime, legitimieren sie sich doch anders als diese nicht durch Gewalt, sondern durch Rechtsstaatlichkeit. Diese Beobachtung ist ein Leitgesichtspunkt der hier anzuzeigenden Überblicksdarstellung und korrespondiert mit der Tatsache, dass in den USA einer Entscheidung zum Kriege in der Regel eine leidenschaftliche innere Auseinandersetzung vorausgeht. Historisch gesehen, so die Verfasser, haben diese Debatten bewiesen, dass hier für die USA Sonderbedingungen gegolten haben: eine lang andauernde geopolitische Rاندlage, ein ausgesprochenes Sendungsbewusstsein und dann die im Laufe des 20. Jahrhunderts gewonnene hegemoniale Stellung einer Supermacht, welche die transatlantische Republik immer mehr in die globalen Konflikte verwickelt hat. Vor diesem Hintergrund liefert das Buch eine chronologische Übersicht über die von den USA geführten Kriege und lenkt dabei ihr besonderes Augenmerk auf die Art

der Kriegführung, das Selbstverständnis dieser „neuen Nation“ im Kriege, ihre Bündnispolitik und die inneren Kontroversen, die einem Kriegseintritt vorausgingen. Die Darstellung setzt mit den Indianerkriegen ein und leitet nach Würdigung des Unabhängigkeitskrieges in das 19. Jahrhundert über. Dieses stand dann im Zeichen einer ersten amerikanischen Expansionswelle auf Kosten Mexikos und später des spanischen Kolonialreiches (Kuba, Philippinen), die durch den Sezessionskrieg (civil war) unterbrochen wurde. In dem amerikanischen Eingreifen in den Ersten Weltkrieg sehen auch die Verfasser den Beginn des Aufstieges der Vereinigten Staaten zu einer globalen Supermacht – einem Status, den der Zweite Weltkrieg („the good war“) auf lange Zeit bestätigte. Als „Hegemon der Freiheit“, so wird weiter gezeigt, führten die USA nach 1945 den Kalten Krieg mit der UdSSR und deren Satelliten und verwickelten sich dabei in die beiden „heißen“ Kriege in Korea und in Vietnam. Daneben machten sich die blutigen Ränder des amerikanischen „Imperiums“ geltend – in Afrika und natürlich vor allem im Nahen Osten, an zweiter Stelle aber auch in der mittelamerikanischen Nachbarschaft (vor allem Kuba). Mit dem ersten Irakkrieg, den „neuen“ Balkankriegen und dem „Krieg gegen den Terror“ in Afghanistan und im Irak schließt das Buch.

Es ist offenkundig für einen weiteren Leserkreis gedacht: In gut fasslicher Sprache stellt es die Wiedergabe des faktischen Geschehens in den Vordergrund. Anmerkungen fehlen, die Bibliographie ist knapp, und historiographische Kontroversen bleiben weitgehend unberücksichtigt. Dafür bringt es auf Schritt und Tritt kurze Zwischentexte mit Kurzbiographien oder

Schlüsselzitate. Originell ist die Einarbeitung des Echos, welches die von den USA geführten Kriege in der Filmproduktion Hollywoods hinterlassen haben.

Insgesamt leidet der Text dieses Readers allerdings an einer gewissen Kopflastigkeit. Auf Kosten der späteren Kriege schenken die Verfasser den Indianerkriegen, die kaum mit einer staatlichen Kriegspolitik verglichen werden können, zu viel Aufmerksamkeit. Gewiss verhalten sie zu einem „speziellen Verhältnis“ Amerikas zur Gewalt (11) – doch dieser Gedanke wird leider nicht vertieft. Ein wenig wirkt der Text auch als etwas mit heißer Nadel gestrickt. Das für die inneramerikanischen Debatten so wichtige Gegeneinander von Exekutive und Legislative, wenn es um den Einsatz militärischer Gewalt ging, und das so oft erscheinende Phänomen eines unerklärten Krieges werden im Zusammenhang zum Beispiel kaum berücksichtigt. Auch einige Sachfehler haben sich eingeschlichen: So war es beispielsweise kein „Missverständnis“ (152), dass Deutschland Wilsons Vierzehn-Punkte-Plan als Grundlage für einen Waffenstillstand betrachtete. Wilson hat auch (aus gutem Grunde) den Begriff Selbstbestimmung nicht schon in seinen Vierzehn-Punkte-Plan verwendet (149), sondern erst einen guten Monat später. Die Türkei schließlich hatte es 1947 nicht mit kommunistischen Aufständischen (177) zu tun, sondern mit exorbitanten völkerrechtlichen Forderungen Stalins. Mit Blick auf die unmittelbare Vergangenheit gewiss verständlich, neigt die Darstellung in ihren Wertungen dazu, sich eher an der öffentlichen Kritik zu orientieren, welche die amtliche Außenpolitik der USA im eigenen Lande fand, als an dem Selbstverständnis ihrer Akteure.

Dies tut dann auch die Zusammenfassung. Sie hebt dabei zwei besondere Merkmale der amerikanischen Kriegspolitik hervor: Zum einen ihren primär defensiven Charakter – subjektiv wie auch objektiv – als in letzter Instanz eine Verteidigung ihres Strebens nach einer globalen Verbreitung des eigenen demokratischen Experiments. Zum anderen habe die amerikanische Kriegspolitik von Anfang an einen Hang zu einem plakativ-überzogenen, moralisch durchtränkten Feindbild besessen – und damit zur Öffnung einer „manichäische Falle“, die nur noch ganz gut oder ganz böse kennt, zur Verteufelung des Gegners führt und, wie man hinzufügen muss, das Friedensschließen unheimlich erschwert.

Dieses Buch ist dem Heidelberger Historiker Detlef Junker zu seinem 75. Geburtstag gewidmet und macht sich – etwa in einer höchst kritischen Einschätzung amerikanischen „nation buildings“ – dessen Urteilsweise in vieler Hinsicht bewusst zu Eigen.

Gerade für den Neuling liefert es einen guten Einstieg in seine Thematik.

*Klaus Schwabe*